

„Was wollen Sie den jungen Menschen anbieten?“

Sehr lebendige Debatte zur Kultur in Lippstadt in der Jakobikirche

Von Andreas Balzer

LIPPSTADT „Wir sind an einem Punkt, an dem aus Kulturpolitik Stadtpolitik werden kann“, sagt Moderatorin Daniela Daus an einer Stelle der Diskussion. Und tatsächlich wird an diesem Abend sehr deutlich, dass es um die ganze Stadt und nicht etwa nur um isolierte klassische Kulturthemen geht. „Lippstadt ist kultig – was ist uns das wert?“ lautet das Thema, zu dem der Kulturrat am Montag hochkarätige Gäste in die sehr gut besuchte Jakobikirche eingeladen hatte.

Es gehe jedoch keineswegs um eine reine Podiumsdiskussion, betonte die Vorsitzende Dagmar Liebscher in ihrer Begrüßung, sondern um eine „Gesprächsrunde“, an der sich das Publikum jederzeit beteiligen könne und solle. Die Kenntnisse der Zuhörer seien wichtig, damit das Wissen der eingeladenen Fachleute auch umgesetzt werden könne.

Dieses Gesprächsangebot wurde in der sehr lebendigen und facettenreichen Diskussion auch gerne angenommen. Zuerst gab es jedoch als Einstimmung eine kleine Kunstschau, bei der Lippstädter Künstler ihre Bilder, Skulpturen und Objekte dem Publikum präsentierten, um sie dann an verschiedenen Orten im Raum zu platzieren. Zunächst am Klavier musikalisch untermalt von Kantor Roger Bretthauer, mündete die Schau in von Dagmar C. Weinert (Gesang) und Andreas Hermeyer (Akkordeon) vorgetragenen Liedern von Marlene Dietrich und Hermann van Veen.

Dieses Vorzeigen der breiten Palette dessen, was an Kultur heute in einer Stadt vorhanden ist, bot einen guten Anknüpfungspunkt für den die Diskussion einleitenden Impulsvortrag von Barbara Welzel. Die Kunsthistorikerin lehrt am Institut für Kunst und Materielle Kultur der TU Dortmund. Ihr zentrales Thema ist die Vermittlung des kulturellen Erbes – und zwar gerade auch an diejenigen, die bisher wenig bis gar keinen Zugang dazu hatten. Also etwa die nachwachsenden Generationen, aber zum Beispiel auch Kriegsflüchtlinge aus Syrien. Diese Teilhabe – auch „im Sinne der Beheimatung – sei etwas enorm Politisches, betonte Welzel. „Teilhabe ist ein Recht. Es ist nur die Frage, ob wir unser Grundgesetz ernstnehmen und welche Wege wir finden, das zu tun.“

Die Lesbarkeit
der Städte

Für Welzel ist das Stadtmuseum als Institution ein idealer Ausgangspunkt, um diese Kulturvermittlung umzusetzen. Jede europäische Stadt besitze so ein Museum. Hier könne man ansetzen, um Städte wie Lippstadt oder Dortmund für die Menschen „lesbar“ zu machen. Und wenn man die „Grammatik“ dieser Städte erst einmal verstanden habe, könne man sich auch an anderen Orten wie Paris zurechtfinden. Es gehe deshalb darum, aus den Museen nicht nur „Repräsentationsorte“, sondern „Erzählorte“ zu machen.

Das könnte recht gut zu den Vorstellungen der neuen Lippstädter Museumsleiterin Dr. Christine Schönebeck passen, die betonte: „Das Stadtmuseum sehe ich nicht als ein Gebäude, sondern als eine Handlung.“ Bei dem in Lippstadt aus dem „Dornröschenschlaf“ (Daniela Daus) erwachten Museum sei da viel zu tun. „Wir fangen nicht bei null an, sondern bei minus drei“, so Schönebeck. Zentrale Herausforderungen seien nicht nur die Suche nach einem Depot und die bevorstehende Gebäudesanierung, sondern auch die dringend zu klärende inhaltliche Frage: „Was zeigen wir, was

zeigen wir nicht?“

Zeit der Aufklärung
im Stadtmuseum

Im Gebäude an der Rathausstraße will sich die neue Museumsleiterin auf die Zeit zwischen 1770 und 1850 konzentrieren. „In diesem Zeitschnitt können wir unheimlich viele Themen erzählen.“ Zum Beispiel, wie sich mit der Aufklärung Werte und ein Menschenbild entwickelt haben, die bis heute Bestand haben.

Einen ordentlichen Schuss Skepsis brachte indes der Berliner Soziologe Michael Kreutzer in die Debatte, der als Praktiker in Sachen Quartierskultur nicht zuletzt mit Migranten arbeitet und sich schon an der sehr akademische Sprache seiner Vorrednerin Barbara Welzel stieß. Seiner Erfahrung nach sei es wichtig, zunächst einmal von den Menschen und ihren konkreten Bedürfnissen auszugehen. Wichtiger als die „Lesbarkeit der Städte“ sei für seine Klientel eher die Lesbarkeit von Behördenformularen und Speisekarten. Aufbauend auf der kulturellen Basisarbeit mit kleineren Gruppen wie einem Literaturkreis oder einem Theaterprojekt könne man dann versuchen, die Dinge zusammenzubringen, zum Beispiel im Rahmen von Festen.

Womit die Debatte fast automatisch beim in den letzten Monaten wieder heiß diskutierten Thema Kulturzentrum angekommen war. Die Schaffung einer solchen Einrichtung gehört, wie Daniela Daus in Erinnerung rief, zu den 62 aus der Kulturentwicklungsplanung hervorgegangenen „Aufträgen“ an die Verwaltung. Passiert ist in Sachen Kulturzentrum allerdings noch nichts.

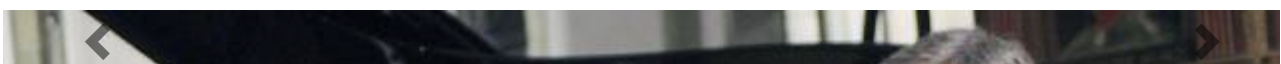
Dass es aber offenbar einen großen Bedarf gibt, zeigte die Debatte sehr deutlich. Doch wie soll so ein Kulturzentrum aussehen? Er denke dabei gar nicht so sehr an bautechnische Lösungen, erklärte Architekt und Kulturrats-Mitglied Bernd Passgang, für ihn sei das „erstmal ein Software-Thema: Was soll da stattfinden? Wie soll es gefüllt werden?“ Er glaube auch nicht, dass ein neues, modernes Gebäude besonders geeignet sei. Besser seien vermutlich ehemalige Fabrikhallen, zum Beispiel der Hella.

In die gleiche Kerbe schlug Professor Michael Göring, der an erfolgreiche Kulturzentren wie Kampnagel in Hamburg und die Bonner Brotfabrik erinnerte, die ebenfalls in alten Industriegebäuden beheimatet sind. Der aus Lippstadt stammende Leiter der Hamburger Zeit-Stiftung brachte in einem flammenden Plädoyer zwei Themen zusammen: die Erweiterung des bisher reichlich mauen Angebots für junge Erwachsene und die Verankerung eines solchen Kulturzentrums in der heimischen Industriekultur. Nicht zuletzt durch die Fachhochschule seien viele junge Menschen in die Stadt gekommen. „Was machen Sie mit dem Potenzial dieser 18- bis 23-Jährigen? Was wollen Sie denen anbieten?“

Verankert in der Industriekultur

So ein Kulturzentrum müsse nicht besonders schick sein, aber es müsse Gastronomie geben und die Möglichkeit, Veranstaltungen anzubieten. Zusätzlich solle es aber auch „einen Saal geben, wo wir diese Industriekultur zeigen können“, die Lippstadt maßgeblich geprägt habe. Erzählt werden solle da etwa die Geschichte des jüdische Unternehmers Sally Windmüller, der die heute weltweit agierende Hella gegründet hat, die Geschichte der Königlich-Preußischen Artilleriewerkstatt und der WLE.

Vielleicht könnte diese Selbstverortung dazu beitragen, einem Mangel zu beheben, der auch vom Publikum beklagt wurde: die mangelnde Außenwirkung. „Lippstadt ist so unbekannt“, brachte es eine Zuhörerinnen auf den Punkt. Und vielleicht kann auf dem Weg dahin auch etwas helfen, was Barbara Welzel ihren Mitdiskutanten mitgab: „Das Problem ist, wenn man uns gegeneinander ausspielt: Quartierskultur gegen die Innenstädte, Industriekultur gegen etablierte Kultur.“





Professor Barbara Welzel und Bernd Passgang.